

Eudämonistischer Leitfaden

durch das Leben.



Für alle Stände

bearbeitet

von

W. E. Burghard.

RhS

112/531

Waldbröl, 1853.

Verlag und Druck von W. A. Koflerkraut.
In Commission bei L. Fabelt in Bonn.

Rec. 5/3.02.
I



V228

Vorrede.

Der Tugendpfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe bliken;
Doch weiter fort, führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Um auf die schöne Wahrheit dieses Satzes aufmerksam zu machen, ist die Veranlassung gewesen, weshalb ich diese Blätter geschrieben habe, mit der Hoffnung, daß diese Wahrheit, wenn auch nicht von allen, doch von den meisten, denen diese Blätter zu Gesicht kommen, erkannt und befolgt wird.

Ziegenhard, den 11. Jan. 1853.

W. G. Ziegenhard.

Erstes Kapitel.

Die Schöpfung.

Der Raum noch gleichmäßig erfüllt mit Nebel,
Denn der Stoffe Centrirung erstirte noch nicht;
Da kam durch Wellen-Strudel der Centrirung-Leben,
Und als Folge hiervon wurde es Licht.
Setzt die primitiven Körper durch Rotation und Centrifugal,
Beggannen kreisend zu zeigen, ihren Kindern die Bahn.
Diese befolgten nun auch der Mutter Weise,
Und erzogen ihre Kinder in analoger Weise,
Planeten erfüllten nun immer mehr die Welt,
Und es entstand so das Firmament.
Durch den Kreislauf vollbringend, erhitzen sie früh
So, daß die Massen wurden ein Glüh'n.
Die Erde nun alternd und Wärme ausstrahlend,
Sinnt jetzt für's Alter, an ein Kleid sie mahnenb;
Durch Wärmeentziehung die feurige Masse,
Läßt nun entsteh'n, was wir heißen das Wasser.
Und hierdurch ein Mittel zu löschen den Durst;
Eging's ihr aber zuweilen, wie 'r zu vollen Wurf.
Wobei das Wasser in Dampf sich entspann,
Und so die Atmosphäre begann.
Hierdurch ein Ausblüh'n und lokales Erhöb'n,
Als Folge hiervon wir die Berge theils seh'n.

Jetzt nahm das Wasser die Schwere zur Hand,
Und so entstand dann das trockene Land.
Jetzt sich nun Pluton und Neptun berathen,
Wie sie wohl bekämen organische Arten;
Beschlossen den Chemismus zu befragen,
Aber dieser erklärte, es noch zu vertagen;
Denn er wies auf den Electro-Magnetismus hin,
Weil dieser noch fehle zu solchem Beginn.
Als dieser nun kam, und den Vorschlag erfuhr,
Sprach er: wir müssen noch einem auf die Spur.
Wie dieser aber kam, da gab es ein Weben,
Welches wir nennen organisches Leben.
Jetzt möcht' ihr wohl fragen, wer war dann der Letzte?
Es war kein Anderer, als der auch den Nebel zersetzte.
Wie? nun die ersten Organismen waren,
Thut sich in den Fossilien offenbaren;
Auch jede Generation dem herrschenden Klima entsprach,
Liegt ja ohn' Zweifel schon hinreichend am Tag.
Und so ging's von den ersten Anfangsstrahlen,
Immer höher hinauf, bis zu den Bimanan;
Und ein Bimane als End-Resultat,
Hat den Verlauf hier hergesagt.

Zweites Kapitel.

Folge des zureichenden Grundes.

Es ist nichts ohne zureichenden Grund.

Denn gehen wir auch an der Reihe des Gewordenen
vermittelt der Palätiologie zurück, bis wo wir mit der
Nebel-Hypothese logisch beginnen können, so bleibt uns doch
noch immer zu fragen übrig: Woher ist der Nebel entstan-
den? Und woher der Raum, in welchem der Nebel die Con-
centrirung beginnen konnte? Hier verläßt uns das Logische,
und wir werden, dort angekommen, unwillkürlich von dem
Metalogischen ergriffen.

Nämlich: weil wir dann nicht mehr umhin können,
ohne nach einer ersten Ursache zu fragen. Und diese grade
ist es nun, welche uns über die Gränze alles logischen hin-
weist. Diese für uns metalogische erste Ursache nennen wir
Gott. Daher müssen wir auch den zureichenden Grund der
Milliarden von Aethal- und Sonnensystemen, mit Allem,
was diese wieder einzeln enthalten, in Gott suchen.

Wenn nun ein Ding den zureichenden Grund in einem
andern hat, dann sind sie auch mit einander verbunden.
Veränderlich ist das, -was anders sein kann. Unbedingt oder
unmöglich ist dasjenige, was an und für sich selbst betrachtet,
einen völligen Widerspruch in sich faßt. Bedingt unmög-
lich, was unter gewissen Umständen einen Widerspruch in
sich hat.

Dasjenige, dessen Gegentheil unbedingt unmöglich ist,
heißt unbedingt nothwendig. Wo das Gegentheil aber bedingt
unmöglich ist, heißt bedingt nothwendig; mithin was bedingt
nothwendig ist, kann anders sein, d. h. unter andern Um-
ständen. Und dessen Gegentheil möglich ist, heißt zufällig.

Das Universum nun, ist eine Reihe veränderlicher wirklicher Dinge, welche mit einander verbunden sind; folglich sind auch alle Begebenheiten verbunden, weil sie Theile der Welt sind, und zu den veränderlichen Dingen gehören. Sind nun die Begebenheiten verbunden, so muß auch eine in der andern ihren zureichenden Grund haben. Und so liegt der zureichende Grund einer Begebenheit immer in der andern, folglich ist eine Begebenheit stets die Ursache der andern. Ist nun eine Begebenheit die Ursache einer andern, so muß auch jene Begebenheit wirklich da sein, d. h. ihre Wirkung muß erfolgen, denn ohne dies würde sie aufhören, Ursache zu sein. Und somit sind auch die Schicksale gegründet. Denn Schicksal heißt eine Nothwendigkeit der Begebenheiten. Daß nun die Schicksale insofern gegründet sind, beruht auf Empirismus. Denn werfen wir einen Blick in unser Leben, so finden wir, daß eine Begebenheit immer in einer andern ihren Grund hat. Und so hängt die ganze Reihe aller Begebenheiten wie eine Kette zusammen, weil stets eine aus der andern erfolgt.

Ein selbstständiges Ding ist, welches den zureichenden Grund seiner Existenz in sich selbst hat, und diese Eigenschaft suchen wir vergebens bei den tellurischen Wesen, da ein solches nur vermittelt unserer Einbildungskraft metaphysisch, in der ersten Ursache, in Gott zu finden ist. Denn wie uns die Erfahrung lehrt, setzt die Welt ihre Dauer fortwährend fort, folglich muß auch ein zureichender Grund die für vorhanden sein; und dieser ist entweder in Gott oder in der Welt. Wäre er aber in der Welt, so müßte sie den Grund ihrer Existenz in sich selbst haben, und wäre dem gemäß unbedingt nothwendig, mithin auch unveränderlich. Weil dieses aber ein Ernem bildet, so muß der zureichende Grund ihrer Erhaltung außerhalb des tellurischen, folglich in Gott sein; mithin erhält Gott die Welt, und zwar gesetzmäßig.

Ein Wesen, das unendlich ist, muß alle mögliche Vollkommenheiten besitzen. Eine Vollkommenheit aber ist überhaupt eine Uebereinstimmung mannigfaltiger Dinge zu einem. Höchste Weisheit ist, zu seinen Endzwecken die besten Mittel zu wählen. Die größte Güte besteht in dem Willen, jedem Geschöpfe so viel Vollkommenheiten zu gestatten, als es zu fassen fähig ist. Und Allwissenheit ist eine Fähigkeit, alle möglichen Dinge zu erkennen. Weil nun aber die höchste Weisheit, die größte Güte und Allwissenheit nicht bloß Vollkommenheiten sind, sondern auch solche, die einem unendlichen Wesen nothwendig zukommen müssen, so nehmen wir an, daß Gott unendlich ist, die höchste Weisheit, die größte Güte und die Allwissenheit besitzen muß. Feuer glauben wir auch, daß das Wesen, welches wir Gott nennen, allmächtig ist.

Die Allmacht ist die Fähigkeit, alles Mögliche zur Wirklichkeit zu bringen. Der vollkommenste Wille ist eine unendliche Neigung, die Glückseligkeit aller Geschöpfe zu fördern. Glückseligkeit betrachten wir als einen Zustand beständigen Vergnügens. Und den Gegensatz hiervon nennen wir Unglückseligkeit. Die Größe eines beständigen Vergnügens besteht nun eifers in der Quantität der Vollkommenheiten, und zweitens in dem Grade der Einsicht und Erkenntnis. Denn je weiter man in der Perfection seiner selbst vordringt, und desto größer die Einsicht derselben ist, um so größer ist auch das Vergnügen. Ist aber die Erkenntnis undeutlich, so verfällt man dem Zweifel, wodurch denn das Vergnügen bedeutend kleiner wird. Denn derjenige, der einsehen will, ob die Voll- oder Unvollkommenheiten gegründet sind, muß Vernunft besitzen. Und weil diese deutliche Vorstellungen voraussetzt, so wird auch ein wahres Ver- oder Mißvergnügen das sein, welches aus deutlichen Vorstellungen entspringt.

Drittes Kapitel.

Endzweck des Schöpfers.

Dasjenige, weshalb ein vernünftiges Wesen wirkt, nennt man seinen Endzweck. Und ein vernünftiges Wesen ist, welches sich Dinge deutlich vorstellen kann. Was nun der zureichende Grund von der Wirklichkeit des Endzwecks in sich hat, heißt ein Mittel.

Bei der Schöpfung des Universums scheint daher der Endzweck der zu sein, daß sich Gott in dem Geschaffenen offenbart. Und so ist die Welt nur göttliche Offenbarung.

Solche Dinge, welche zugleich nicht bestehen können, streiten mit einander. Weil nun ein endliches Ding nicht alle Vollkommenheiten fassen kann, deshalb streiten viele Vollkommenheiten zusammen. Und ein Mangel mehrerer Vollkommenheiten heißt man ein Uebel.

Die Freiheit ist ein Vermögen, nach deutlicher Erkenntniß zufällige Dinge willkürlich zu wollen. Und freie Handlungen sind, welche von der Freiheit abhängen. Ein Gesetz ist die Regel, wonach man seine freien Handlungen einrichten soll. Derjenige, welcher gesetzwidrig handelt, heißt ein Sünder.

Die Tugend ist eine Fertigkeit, seine Handlungen der Art zu constituiren, daß sie mit dem Wohle der Gesellschaft seiner Umgebung harmoniren; folglich könnte man auch sagen, dieselben nach den Gesetzen der Natur einzurichten. Da wir ohnedies annehmen können, daß der Schöpfer, vermittelst seiner Eigenschaften, welche wir an ihm glauben, alles zweckmäßig bedacht und eingerichtet hat; ungeachtet der mannigfachen Individualität, worüber wir so manches Regerniß zu nehmen gewohnt sind.

Das gute Gewissen ist das Urtheil von unsern guten Handlungen. Gute Handlungen sind, welche uns vollkommener machen. Solche aber, die uns unvollkommener machen, nennen wir böse.

Daß es nun sogenannte gute und böse Handlungen gibt, kann jedes vernünftige Wesen aus dem Gefühl entnehmen, das wir Gewissen nennen. Da aber dieses Gefühl sich nicht bei allen Individuen in gleichem Grade entwickelt findet, so ist auch die Erkenntniß für gute und böse Handlungen unzählig verschieden und individuell. Daher denn auch die verschiedenen Ansichten bei der Beurtheilung des Guten und Bösen. Doch trotz diesen Contrasten hat doch jedes vernünftige Individuum Erkenntniß und Einsicht für gewisse Handlungen, die es verachtet, daß es bei der Praxis der einen in den Zustand wahren Vergnügens, hingegen bei Ausübung der andern in Mißvergnügen versetzt wird. Jene sind nun gute oder tugendhafte Handlungen, welche die Glückseligkeit eines Individuums befördern, letztere aber schlechte und sündhafte, die Unglückseligkeit demjenigen, der sie übt, bereiten. Es folgt also hieraus, daß mit der Praxis guter Handlungen ein Lohn verbunden ist, welcher darin besteht, daß sie dem praktischen Vergnügen, Ruhe und Frieden spenden. Hingegen aber mit der Ausübung böser Handlungen eine Strafe innig zusammenhängt, die Neue nämlich, welche hierbei unausbleiblich folgt, und deren Früchte Mißvergnügen, Gewissensbisse, Unzufriedenheit u. s. w. sind.

Viertes Kapitel. Bestimmung Des Lebens.

Weil nun so viele Creaturen in den verschiedensten Formen, mit den entgegengesetzten Willen und Neigungen, und den mannigfaltigsten Bedürfnissen, im Systeme des Ganzen eine regelmäßige Ordnung und eine allgemeine Bestimmung bekunden, wem kann es bei der Betrachtung derselben noch wohl einfallen zu wähnen, dieses alles einem Ungefähr zuzumuthen? Da sich nun die Existenz eines Allerschaffers aus dem Geschaffenen kund gibt, so nehmen wir an, daß ein Gott sei, welcher die erste Ursache von dem Universum ist. Weil daher unser Dasein oder Leben von einem Schöpfer abhängig ist, so mag es auch nicht gleichgültig sein, in welcher Lebensweise wir dieses Leben zubringen; denn dieses sagt jedem gesunden Menschen seine eigene Vernunft, wenn er sie nur zu Worte läßt. Jetzt fragt es sich nun, von welchen Menschen man denn sagen kann, daß sie wirklich und Bestimmung gemäß leben? Diejenigen leben insofern wirklich, die mit stetem Selbstbewußtsein darnach streben, dem Ziele und der Bestimmung ihres Lebens immer näher zu kommen. Welches mag denn das Ziel oder die Bestimmung des Lebens sein? Die eigentliche Bestimmung des Lebens scheint diese zu sein, es in der Tugend möglichst weit zu bringen. Tugendhaft ist derjenige, welcher in der Ausübung seiner Handlungen, die Gottes und Nächstenliebe fördert und am Tag legt. Denn wenn wir die Menschen mit denen wir umgehen, so behandeln, wie wir wünschen würden, von ihnen behandelt zu werden, das ist Nächstenliebe. Und Gottesliebe ist, wenn wir die Nächstenliebe dem Schöpfer zu gefallen, den wir Gott nennen, ausüben. Wer

daher glücklich leben will, der muß das Leben kennen wozu er da ist, nämlich: In der Vervollkommnung seiner selbst immer weiter vorzubringen, welche darin besteht, die Freiheit über sich selbst zu erlangen, sich loszureißen von den physischen Gelüsten und Begierden; denn wer Herr über seine Begierden ist, nur von einem solchen kann man auch sagen daß er frei sei; da nur eine solche Lebensweise zu wahrer Glückseligkeit führt. Um nun einen Anhaltspunkt in Bezug auf das hier Gesagte zu haben, sind die Religionen aufgestellt.

Was ist denn Religion? Die Religionen sind der Leitfaden, an welchem die Lehren aufgestellt sind, bei deren Befolgung die Menschen Veruhigung der ewigen Sehnsucht, die in allen Creaturen liegt, und des Gewissens, folglich auch die Glückseligkeit finden. Aber warum mögen die Religionen oder Glaubensbekenntnisse der Völker so verschieden und abweichend von einander sein? Dieses mag daher kommen: 1) weil der Kulturstand oder die Bildung; 2) die klimatischen Verhältnisse; 3) die Constitutionen der Völker selbst, und 4) ihr Beruf, und die ihren Bedürfnissen entsprechende Lebensweise so vielfach verschieden und disproportionirt sind. Nun hält aber jede Religions-Partei an dem Glauben fest, nur in ihrer Religion könnte man selig werden; und dazu, es erstrebe auch nur eine seligmachende Religion; hier stellt sich nun die Frage, was für ein Schicksal denn alle anders Denkende zu erwarten haben? Ich habe oben gesagt, daß die Bildung, die Constitutionen, ihre Verfassung, und die verschiedenen Zonen, welche sie bewohnen, in sehr ungraden Verhältnissen stehen; hieraus ergibt sich das Resultat, daß ihre physischen Eigenschaften, wie ihre rationalen Begriffe und Ansichten ebenfalls sehr verschieden gegen einander stehen müssen; ob dies im System des Ganzen als ein wirkliches Uebel anzusehen ist, dieses ist ein Thema.

3. B. Ein Mechaniker, der verschiedene Maschinen baut, die zu verschiedenen Zwecken dienen sollen, darf hierbei nicht ein und dieselbe Einrichtung treffen, sondern um damit verschiedene Zwecke zu erreichen, muß er sie auch verschieden einrichten. Hat er dieses nun gethan, so würde es ja über seine Erwartung gehen, wenn diese Maschinen trotz seiner Einrichtung, doch nur alle in ein und derselben Weise wirkten, folglich sich nur für einen Zweck gebrauchen ließen, somit hätte sich der Meister in seiner Erwartung getäuscht, und würde nur im Gegentheil damit zufrieden sein. Ob nun der Mechaniker über alle Mechaniker bei der Individualisirung der Einzelwesen das Gegentheil beabsichtigt, hat noch kein Sterblicher gesehen.

Fünftes Kapitel.

Die Tugend.

Ich habe vorhin gesagt, es in der Tugend möglichst weit zu bringen, sei die Aufgabe unsers Lebens. Weil dieser Satz von großer Bedeutung ist, deshalb wollen wir denselben noch weiter verfolgen, um mit der Uebung der Tugend und ihren Früchten noch mehr vertraut zu werden.

Wir haben Vernunft, und diese müssen wir bei aller Widerwärtigkeit in Anspruch nehmen. Diese muß die Beschaffenheit der Dinge untersuchen, uns Geduld ertheilen und zu den Gründen der Zufriedenheit hinführen. Ich stand einmal am Fenster und als ich aussah, gewahrte ich eine Spinne, die mit der Aufertigung eines künstlichen Gewebes beschäftigt war. Kaum war sie damit fertig, so setzte sie sich ruhig hin, um die Früchte ihrer Mühe zu genießen. Und man konnte es ihr ansehen, daß sie vom Hunger gequält wurde, trotzdem verhielt sie sich aber doch ganz ruhig. Es verfloß eine Stunde nach der andern, und die Strahlen der Sonne erhellten ihre Fanggrube, so daß der Raub beim Annähern an dieselbe gleich wieder die Flucht ergriff, folglich die Spinne nichts erhaschen konnte. Ich ging weg, und erst am Abend sah ich wieder nach meiner Spinne, aber sie hatte auch jetzt noch nichts gefangen. Da jammerte sie mich. Als ich aber am andern Morgen wieder hinkam, lag ihr Netz voll Leichen. Was ihr die Natur am vorigen Tage entzogen, gab sie ihr am andern zehnfach wieder. Bei dieser Beobachtung kam mir aber gleich der Gedanke: wie sehr viele Menschen beschämt doch nicht ein so niederes Thier, welches sich mit so großer und aneinanderer Geduld seinem Schicksale fügt. Hier drängt sich nun die Frage:

Warum sind denn die meisten Menschen bei ihren Widerwärtigkeiten gewöhnlich so verzweifelt und so ungeduldig? Wodurch sie sich sogar unter Thiere niedern Ranges herabsetzen. Dieses wird nun hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß solchen Menschen die Erkenntniß für die Tugend mangelt, folglich sich auch ein Mangel an Vernunft voraussetzen läßt bei solchen Individuen.

Denn nur die Tugend, woraus das gute Gewissen entspringt, bereitet uns Vergnügen und wahre Freude. Weil nun das Vergnügen dem Mißvergnügen, und die Freude der Traurigkeit entgegengesetzt ist, so wird auch die Traurigkeit bei unsern widrigen Schicksalen durch die Früchte der Tugend beseitigt, und empfinden dann auch so einen stärkenden Trost gegen unsere Leiden. Die Ursache, warum die meisten bei ihren traurigen Schicksalen so wenig Trost empfinden, ist die Ueberzeugung, daß sie gewöhnlich selbst schuld daran sind; da alle Handlungen vermöge ihrer Natur gewisse Folgen haben, womit sie unzertrennlich verbunden sind. Sind sie gut, so machen sie uns vollkommner, sind sie aber böse, so machen sie uns unvollkommner. Daber bleibt keine Handlung, die böse ist, unbestraft und keine gute unbelohnt. Man könnte nun fragen: wer ist denn der Unglücklichste? Obn' Zweifel derjenige, welcher sich den Lastern ganz hingibt, denn dem Lasterhaften oder Gottlosen ist seine Strafe immer in der Nähe. Wer erst nach Tugend fragt, wenn er sich von Unglücksfällen umringt sieht, gleicht einem Menschen, der sich nur dann um Wasser bekümmert, wenn sein Haus schon in Flammen steht. Die Wunde einer giftigen Schlange ist peinlich und gefährlich, aber dieser Schmerz ist im Vergleich mit einem Gewissenbisse doch eine winzige Kleinigkeit; da nichts schwerer ist, wie in einem Gottlosen die Nabe wieder herzustellen. Er sucht zwar zuweilen Mittel, die Wunde seines Gewissens auf kurze Zeit zu unterdrücken, verfehlt aber gewöhnlich den richtigen Weg, weil er

seine Zufriedenheit in sinnlichen und leidenschaftlichen Genüssen sucht, wobei er dann aus einem Glend stets ins andere kommt. Seine Laster bereiten ihm immer neue Noth, worin er sich zuletzt ganz verwickelt. Ein solcher will zwar der Gefahr entlaufen, baut sich aber immer neue Gruben. Doch endlich erwacht sein Gewissen wieder, dann gehen ihm die Augen auf. Und nicht selten geschieht es, daß in diesem Momente solche Menschen der Verzweiflung anheim fallen, und sogar in diesem Zustande sich zum Selbstmörder machen.

Die Volkst ist wie ein giftiger Nebel, der auch die zartesten Herzen ansteckt und vergiftet. Sie ist gleichsam die Quelle vieler Laster, und ihr Gefährte ist nur Unglück. So lange unsere Jahre blühen, wachsen auch die sündhaften Triebe und Neigungen. Man muß daher besänftig und sorgfältig auf seiner Hut sein, um den Versuchungen zuvorzukommen, in welche uns die sinnlichen und lasterhaften Leidenschaften zu stürzen suchen.

Und das beste Gegenmittel hierfür ist nur die Tugend, weil sie demjenigen, der sich ihrer annimmt, als ein treuer und sicherer Begleiter in allen Widerwärtigkeiten des Lebens zur Seite steht. Denn überkommen einem Tugendhaften auch zuweilen Leiden, so gewährt ihm das den größten Trost, daß er nicht zu sagen braucht, wie der Lasterhafte: ich habe es verdient; sondern ich bin unschuldig. Sokrates nahm den Giftbecher ganz ruhig aus den Händen der Gerichtsbenedey, und trank denselben vergnügt aus, wobei er ausrief: ich habe noch nie einen so schönen Trank getrunken. Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe, wenn wir aber die Tugend hassen, dann sinken wir unter die Thiere. Hier fällt mir eine Geschichte ein, die vielleicht Manchem für einen Spiegelbild dienen kann.

Ein Student auf einer Hochschule hatte sich in den ersten Jahren so gut betragen, daß ihn nicht allein seine

Lehrer, sondern auch alle übrigen Menschen, die ihn kannten, liebten. Jetzt kam er aber in eine böse Gesellschaft. Er versiel dem Spiel und verlor dabei so, daß er zuletzt überall Schulden hatte, und nirgends mehr sicher war, und hielt sich nun in den Dorfschenken die meiste Zeit auf.

Ein Reisender, der in einem dieser Wirthshäuser über Nacht blieb, wählte sein Schlafzimmer nahe an dem des Studenten. Zuvor aber der Reisende sich schlafen legte, überzählte er das Geld, welches er bei sich führte. Der Student hörte dies und wurde unruhig. Mein Vater, dachte er, schickt mir kein Geld mehr, indem er mir noch neulich einen ansehnlichen Wechsel übersandt hat, und in N. darf ich mich nicht mehr sehen lassen. Wie! wenn ich das Geld dieses Fremden hätte, wäre mir da nicht gleich geholfen? Allein, ich muß hierbei ein Dieb werden. Doch, ich bin ja weder der Erste, noch der Letzte, der gestohlen hat. In solchen Gedanken brachte er die Nacht zu. Der Reisende begab sich mit Sonnenaufgang auf den Weg nach dem bestimmten Orte seiner Reise. Was thut jetzt der Student? Er verfolgt den Reisenden heimlich, und ersieht ihn plötzlich, nachdem er alle Einwendungen des Gewissens unterdrückt hatte. Er öffnete nun das Felleisen seines Ermordeten, welcher noch mit dem Tode rang. Und was findet er darin? In seiner größten Bestürzung einen Brief von seinem Vater mit 200 Thlr., der Folgendes schrieb: Ungerathener! Ich schicke Dir hiermit 200 Thlr., in der Hoffnung, durch Güte Dich wieder zu gewinnen. Deine Mutter vergießt deinetwegen viele Thränen. Ihr Bruder nun, der Dich als Kind so oft in seinen Armen getragen, hat uns jetzt besucht. Weil er Dich aber seit Deinem sechsten Jahre nicht mehr sah, so ersuchte er mich, ihm das Geld mitzugeben, und Dich zugleich noch einmal wieder zu sehen. Denn er ist gesonnen, Dir und Deinen Geschwister sein

ganzes Vermögen zu geben. Komme ihm nun mit aller Ehrerbietung zuvor, und bezeige Dich gefällig für ihn. Lebe nun besser, so, daß Du uns wieder Freude machst. Und trodne dadurch auch Deiner Mutter die Thränen wieder ab, deren ihr Dein schlechtes Betragen viele angedreht hat. Raum hatte er aber diese Worte gelesen, da gerieth er in Verzweiflung und besleckte gleich seine müdeischen Hände auch mit dem eigenen Blute, nachdem er kurz vorher dieselben in dem Blute seines alten Onkels besudelt hatte.

Hier siehst Du, lieber Leser, eine Skizze aus dem Leben eines Menschen, welcher den Pfad der Tugend verlassen, und sich auf die Bahn des Lasters begeben hatte.

Wir wissen es aus der Vergangenheit, sehen es in der Gegenwart, und auch die Zukunft wird dieses lehren, daß alle Handlungen gegen das Gewissen, welcher Art sie auch sein mögen, und nur kurze Zeit scheinbar vergnügen, und daß ihre Folgen nur Reue, Mißvergnügen, Unzufriedenheit, kurz Unglückseligkeit sind.

Wer aber einmal wahrhaft das Vergnügen genossen, welches aus der Erkenntniß und Einsicht der Tugend entsteht, der verschmäht alle sinnlichen Leidenschaften und eiteln Genüsse. Und hierin gerade ist auch der Grund zu finden, daß man oft Menschen trifft, die im Verhältniß zu vielen andern, unsern Ansichten gemäß, sich in sehr düsternen Zuständen befinden; aber dennoch vergnügter und zufriedener sind, wie diejenigen, welche vieles Vermögen besitzen und in der Genußsucht schwelgen.

Die Tugend mit ihren Früchten waffnet den Menschen gegen alle Leiden. Denn weder Armuth noch Feinde, weder Verachtung, Krankheit, Verlust der Freunde und dergl. sind im Stande, einen Tugendhaften aus dem Gleichgewichte zu bringen. Denn Gebuld ist der Anker auf den sie sich stützen, und beständige Ruhe die Sphäre, in der sie wohnt. Sie sucht einsame Orte, liebt die Stille, und entfernt sich

so viel wie thunlich von dem Gerünsche der Welt und ihren Eitelkeiten. Ferner entspringt aus der Tugend der kräftigste Trost, das Eitele zu verachten, und alle Pracht, Ehre, falsche Glückseligkeit und dergl. gesümmthig zu verschmähen.

Wie wir gesehen haben, entspringt aus der Tugend die Zufriedenheit, und diese erzeugt nun wieder die schöne Kunst, seine Begierden zu zügeln, und die Leidenschaften zu besiegen. Fast Alles auf unserm Planeten macht sich der Mensch unterthan; aber dessen ungeachtet besitzen doch die wenigsten die Fähigkeit, sich selbst zu beherrschen. Daher sind auch die meisten Sklaven ihrer Leidenschaften; denn derjenige, welcher diese besiegen kann, verdient den Lorbeer als Held ersten Ranges.

Die bösen Begierden gleichen dem Unkraut in einem Acker, welches immer wieder neu hervortreibt, wenn man seine Wurzel nicht tief genug ausgäthet. Aber haben wir nicht leider zu viel Gelegenheit zu sehen, wie den Eifersüchtigen oft eine Fliege erzürnt, der Furchtsame vor seinem Schatten zittert, der Wüßling zuletzt vor seinen Lüsten ekelt, und der Geizige bei seinem Goldkasten bebzt. Und mit Verdauern muß man bekennen, daß kein Geschöpf sich so von seinen Leidenschaften hinreißen läßt, wie der Mensch.

Unzufriedenheit, unruhiges Gewissen, Traurigkeit, kurz Widerwärtigkeiten aller Art, wie sie auch immerhin heißen mögen: diese vergiftenden Pillen für unser Leben, woher kommen sie anders, als aus der Befriedigung unserer leidenschaftlichen Begierden. Wie glücklich ist aber nicht dagegen der Tugendhafte, weil er seine unbedeutlichen Begierden überwältigen kann. Der nach sinnlichen Genüssen Jagende scheint gar nicht zu bedenken, was doch die Gefahrung täglich lehret, nämlich: daß unserer Tage so wenige, und dazu so unbestimmt sind, ja so, daß wir stets befürchten müssen, von dem Posten abgelöst zu werden, den wir be-

kleiden. Ferner, daß diejenigen Handlungen, denen wir gewöhnlich unser Dasein widmen, uns von unserer Bestimmung ab, und dem Verderben (der Unglückseligkeit) zuführen. Denn wer das Leben und Treiben der meisten Menschen auch nur mit flüchtigen Blicken beobachtet, wird hiervon unwillkürlich überzeugt.

Wenn wir uns nun aufrichtig hierüber aussprechen wollen, so muß Jeder bekennen, gleich viel was, und Wer er auch sei, daß er nur bei der Ausübung solcher Handlungen sich zufrieden und glücklich fühlt, welche er gemäß seinem Gewissen, ohne sich dabei zu schmeicheln, tugendhafte oder gute nennen kann. Hier fällt mir nun wieder eine Geschichte ein, welche hierüber ein schönes Zeugniß gibt.

Regina war ein schönes und kluges Frauenzimmer, ihr Unglück aber war ihr Vater, dem, weil er ein ansehnliches Vermögen besaß, das Herz auch nur an seinem Gelde hing. Ewald, der Sohn eines verarmten Geschlechts, war geschickt, gelehrt und überhaupt tugendhaft erzogen. In seinem zwanzigsten Jahre wurde er mit Regina bekannt, die damals noch erst vierzehn Jahre zählte. Da er nun nicht fern von ihr wohnte, so hatte er oft Gelegenheit, sie zu sehen; und vermittelt seiner reizenden Gestalt und seines angenehmen Umganges, solche Empfindungen in ihrem Herzen zu erregen, welche die Zeit nicht wieder vertilgen konnte, wobei aber auch er nicht von einer heißen Liebe für sie verschont geblieben war. Durch die lange Bekanntschaft wurde ihre Liebe zuletzt leidenschaftlich, und konnte daher auch ihre Wirkung für die Zukunft nicht verschlen. Jetzt entstand aber zwischen den Eltern der beiden Liebenden ein unversöhnlicher Streit, der auch gegenseitig von den Eltern auf die beiden Verliebten überging. Regina's Vater, dem die Liebe der Beiden auch nicht fremd geblieben war, und der Ewald, weil dieser gerade nicht sehr reich war, immer abgeneigt ge-

wesen, fand nun Gelegenheit, sich an Ewald und dessen Eltern zu rächen, indem er seiner Tochter vorstellte, daß die Partie mit Ewald gar nicht passend für sie wäre, und erklärte Regina, daß er einen andern für sie gewählt habe. Er leitete auch die Sache derart ein, daß alle Weigerungen Regina's hiergegen ohne Erfolg blieben, indem sie ihr Vater ernst zurückwies. Nun kurz und gut, der Tag zur Hochzeit wurde bestimmt, trotzdem, daß sich auch Regina alle erdenkliche Mühe gab, ihren Vater von seinem Vorhaben abzubringen. Das Gerücht von dieser Heirath kam auch Ewald zu Ohren, der nach einem starken und bitteren Kampfe, der hierbei in ihm vorging, folgenden Brief an Regina schrieb: Das Andenken an Dich, geliebte Regina, welches seit einigen Jahren meine größte Freude gewesen ist, wird mir zu einer Marter, die ich kaum ertragen kann. Ach! muß ich es dann erleben, Dich in den Armen eines andern zu sehen? Die Flüsse, Felser und Wiesen, überhaupt jeder Ort, wo wir so manches trauliche Gespräch mit einander hatten, sind mir jetzt peinlich und das Leben selbst ist mir eine Last. Ich wünsche Dir als ein aufrichtiger Freund ein herzliches Lebenswohl, doch mit der Bitte, daß Du auf ewig vergiffest, daß je ein solcher Mensch lebte, wie Ewald. Diesen Brief bekam Regina noch am Abend desselben Tages, bei dessen Durchlesung sie in Ohnmacht fiel. Doch erreichte ihre Unruhe und Verlegenheit den höchsten Grad wegen Ewald, als am andern Morgen Boten kamen und sich nach Ewald erkundigten, der um Mitternacht sein Zimmer verlassen und nirgends zu finden wäre; und sein Schicksal ja das Aergste befürchten lasse. Da nun Regina wußte, daß das Gerücht von ihrer Heirath nur die einzige Veranlassung zu solchen Unternehmungen sein konnte, deshalb war sie untröstlich darüber, daß sie dem Vorschlage ihres Vaters nicht unbedingt entsagt hatte, indem sie ihren neuen Liebhaber nun als den Mörder des Ewald ansah. Sie faßte daher den

Entschluß, lieber die schlimmsten Wirkungen von dem Zorn ihres Vaters zu ertragen, als einen Wund einzugehen, der ihr so ungerecht und strafbar vorkam. Ihr Vater aber war wegen ihrer Widerstrebung nicht sehr bekümmert, und hielt es für leicht, sich in der Sache wegen Ewald bei seinem neu bestimmten Schwiegersohn zu entschuldigen, welcher ohnedem diese Heirath mehr aus Privatabsichten, wie aus Liebe eingegangen hatte. Regina fand nun in weiter nichts Trost, als in Tugendübungen, denen sie sich auch ganz hingab. Vermittelt dieses tugendhaften Lebens hatte sie nach zwei Jahren das Schicksal wegen Ewald theils verschmerzt, und entschloß sich jetzt, den Rest ihrer Tage in einem Kloster zuzubringen. Ihrem Vater mißfiel dieses nun auch eben darum nicht, weil er dadurch sein Vermögen meist zusammenhalten konnte, und willigte also ohne viele Umstände in das Gelübde seiner Tochter ein. Er führte sie in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, wo ihre Schönheit in voller Blüthe stand, ins Kloster. In dem Kloster, worin Regina sich befand, war ein gewisser Pater, der wegen seines tugendhaften Lebenswandels allgemein geachtet und berühmt war. Und da es in der römischen Kirche Sitte ist, daß diejenigen, welche ein betrübtes Gemüth und unruhiges Gewissen haben, sich zu einem Beichtvater wenden, um durch seinen Rath und seine Lehren Stärke und Trost zu erhalten, so wählte Regina, wegen seines aufrichtigen und gerechten Wandels eben diesen, hierin so berühmten und würdigen Pater's.

Jetzt wollen wir uns aber wieder nach Ewald wenden, und sehen, was aus ihm geworden ist. Dieser war schon an demselben Morgen, als man sich bei Regina nach ihm erkundigt hatte, gerade in das Kloster gegangen, worin auch jetzt Regina lebte. Nachdem er sich von den Ordensleuten die Verschweigung seines Ansehens ausgebungen hatte, welches in außerordentlichen Fällen damals sehr gebräuchlich war, ließ er sich einkleiden; und gelobte heimlich,

sich nie nach Regina und ihren Umständen zu erkundigen, von der er aber auch nicht anders dachte, als daß sie an dem besagten Hochzeitstage die Gemahlin seines Nebenbuhlers geworden sei. Er war es, den sich Regina zum Beichtvater gewählt hatte, ungeachtet weder sie, noch jemand anders im Kloster, ausgenommen der Prior, von seinem Namen Kunde hatte, denn der sonst so muntere und angenehme Ewald hatte jetzt den Namen Hubertus angenommen, und war durch seinen großen Bart, sein geschorenes Haupt und die geistliche Ordenstracht so entstellt, daß es unmöglich war, in dem ehrwürdigen Mönche den vorigen Weltmann zu erkennen. Als dieser nun eines Morgens in den Beichtstuhl ging, kniete Regina neben ihm, und erklärte demselben den Zustand ihres Herzens. Sie hob unter anderm besonders hervor, daß sie befürchte, durch ihr Benehmen einem Menschen das Leben verbittert zu haben, wegen einer unglücklichen Liebe mit ihr, obschon sie ihrerseits keine Schuld insafers habe. Der Himmel weiß es, wie theuer er mir war, und wie bitter mir das Andenken an seinen Tod ist. Hier machte sie eine Pause und schlug ihre Augen, die in Thränen schwammen, gegen den Vater auf, welchen der Anblick ihres Schmerzes auch so rührte, daß er kaum im Stande war, ihr mit schluchzender Stimme zu bemerken, fortzufahren. Dieses that sie nun, wobei aber Hubertus in Thränen ausbrach. Regina glaubte jetzt, die Größe ihrer Schuld habe den Vater so bewegt, und erklärte ihm ferner, daß das Klostergelübde, wozu sie sich entschlossen, theils die Sühnung für ihre Sünden, und theils als Opfer dem Andenken Ewalds geweiht sein sollte. Der Vater, welcher sich wieder erholt hatte, verfiel aber wieder in neue Thränen, als er jetzt nochmal seinen frühern Namen hörte, den er schon so lange abgelegt hatte. Er sagte sich aber schnell wieder, als er sah, daß die Beichtende fast ihrem Gram unterlag und sagte ihr, sie sollte nur getrost sein, — ihre

Schuld sei doch nicht so groß, wie sie sich vorstelle. — Sie sollte in ihrem Gram nicht zu weit gehen. Nun erholte sie sich allmählig wieder so viel, daß er ihr die Absolution ertheilen konnte. Auch sagte er ihr, am folgenden Tage wieder zu kommen, damit er sie in den guten Entschlüssen, die sie gefaßt, stärken, und die nöthigen Unterweisungen dazu geben könne. Dieses geschah nun auch. Ewald, jetzt hierauf gefaßt, bot Alles auf, Regina zu der Lebensweise, die sie jetzt beginnen wollte, aufzumuntern und aus ihrem Gemüthe alle ungegründete Furcht zu vertreiben, wovon sie sehr eingenommen war, und schloß endlich mit dem Versprechen, daß, sobald sie eingekleidet wäre, er noch fortfahren würde, sie zu ermahnen und zu unterrichten. Obschon es auch die Regel seines Ordens nicht erlaube, sie zu besuchen, so werde er dieses doch durch Briefe bewirken. Als sie nun eingekleidet war, nahm sie die Abtissin mit auf ihr Zimmer, denn die Abtissin war den Abend vorher durch den Vater Hubertus von Allem in Kenntniß gesetzt worden, und überreichte ihr von demselben folgendes Schreiben: „Die erste Freude, welche ihr von der Lebensweise, die ihr jetzt begonnen habt, erwarten könnt, soll die Nachricht sein, daß Ewald noch lebt, und das gerade der Vater Hubertus, bei welchem ihr gebeichtet, früher derselbe Ewald war, den ihr jetzt beweint. Und die Liebe, welche wir zu einander getragen, wird uns jetzt glücklicher machen, als sie im ersten Falle hätte thun können, d. h. wenn wir ein Ehepaar geworden wären. Haltet nun Ewald für wirklich todt, doch mit der Versicherung, daß ein anderer nicht vergessen wird, sie euch zu beten, in der Person des Hubertus.“ Indem sie dieses las vergaß sie Thränen, und sprach: es ist mir genug, daß Ewald noch lebt, nun kann ich in Frieden leben und auch ruhig sterben. Nachdem nun Regina über zehn Jahre im Kloster verlebte hatte, wurde der Ort, in welchem das Kloster war, von einer Epidemie schrecklich

heimgesucht, wovon auch das Kloster nicht verschont blieb und Ewald ein Opfer dieser Krankheit wurde. Der auf seinem Sterbebette auf eine sehr rührende Weise Regina noch seinen Segen schickte, welche auch an dieser Krankheit ohne Bewußtsein gefährlich darnieder lag. Bei dem Wechsel, der bei solchen Krankheiten gewöhnlich dem Tode vorhergeht, sagte ihr die Aebtissin, daß ihr Ewald vorausgegangen wäre, und ihr noch seinen letzten Segen geschickt habe. Regina hörte dieses mit Vergnügen, und sagte: wenn sie nichts Unanständiges bitte, so möge man sie doch nach ihrem Tode bei Ewald begraben. Mein Gelübte, sprach sie ferner, erstreckt sich nur bis ins Grab. Was ich bitte, ist, wie ich hoffe, keine Uebertretung desselben. Bald darauf starb sie und wurde, wie sie gewünscht, auch begraben.

Wir sehen also aus dieser Geschichte, wie diese zwei Menschen auf eine sehr empfindliche Weise von Widerwärtigkeiten in ihren Schicksalen heimgesucht wurden. Aber wir haben auch zugleich gesehen, wie sie es anfangen, dieselben zu bekämpfen, nämlich durch die Ausübung der Tugend. Möchte daher jeder bei seinen widrigen Schicksalen und Widerwärtigkeiten, ich will hiernit nicht sagen dieselben, aber doch derartige oder ähnliche Mittel anwenden, sich an seinen Mißgeschicken zu rächen und dieselben zu überwinden; nämlich durch die Uebung der Tugend. Denn alle übrigen Versuche hiergegen, ohne von der Tugend begleitet, sind erfolglos, welcher Art sie auch sein mögen.

Werfen wir aber einen Blick in das Leben und Treiben der Menschen, und beobachten, wie sie sich mit ihren traurigen Schicksalen vertragen, so müssen wir sehen, daß die meisten hierbei den allein richtigen Weg, den Pfad der Tugend unbeachtet lassen und sich gegen ihre Mißgeschicke durch keine menschliche, sondern durch eine animalische Rache und Tyrannei zu vertheidigen suchen.

Darum ist es wohl kein Wunder, daß das Leben der

meisten Geschöpfe, welche sich Menschen nennen, fast eine ununterbrochene Reihe von Mißgeschicken und Widerwärtigkeiten, folglich Unglückseligkeit darbietet. Wobei sie sich dann von ihrer menschlichen Bestimmung ab, in eine Unzahl thierischer Labyrinthe stürzen. Hat daher Diogenes Recht oder Unrecht, wenn er am Mittag bei hellem Sonnenschein Menschen mit einer Laterne sucht?

Da nun jeder Mensch einen Trieb nach Wahrheit fühlt und sich darnach sehnt, so läßt sich solche ohne die Tugend nicht finden. Wandeln wir daher den Pfad der Tugend, und lassen wir uns durch keine Abwege davon ableiten, nämlich: durch die Leidenschaften unserer bösen Begierden; alsdann werden wir (Christum), die Wahrheit nicht verfehlen, und können dann am Wechsel-Comptoir angekommen, die neue Note, welche uns da überreicht wird, getrost und guten Muthes in Empfang nehmen; thun wir dieses, dann können wir in Wahrheit sagen, daß wir ein Menschenleben leben und den Zweck oder die Bestimmung unseres Lebens nicht verfehlen.

N u t t l i c h .

Unsre Bestimmung ist nur für den Himmel!
Aber wie reinit sich das, werdet ihr fragen,
Hier mit unserm wechselnden Erdgetämmel?
Und den Widerwärtigkeiten, die wir tragen?

Nur zur Freude sind wir da!
Weil nur diese bildet den Himmel!
Obschon diese uns auch ja
Oft zerfrißt der Schimmel.

Die Freuden uns nun zu bereiten,
Liegt ganz in unserm Walten;
Wir müssen glauben, streiten, leiden,
Und stets gewissenhaft verhalten.

Weil alle Genüsse, auch noch so reizend,
Im Gegensatz zum Gewissen,
Doch am Ende werden beißend,
Wird leider Mancher wissen.

Wundert's euch nun, daß so Viel,
Mit zweifeln und mit zagen,
Treiben mit dem Himmel Spiel,
Und folglich müssen klagen?

Dem handelte Jeder pflichtgetreu,
Im Verhältniß seiner Gaben,
Dann blieb uns Alles immer neu,
Und nur Freude würden wir haben.
